



SILKE KETTELHAKE

Renée Sintenis

Berlin, Boheme
und Ringelnatz

Osburg Verlag

Exklusive Leseprobe

Im Buchhandel erhältlich
ab dem 30. September 2010

Silke Kettelhake

Renée Sintenis

Berlin, Boheme und Ringelnatz

Biografie

Osburg Verlag

© Osburg Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Ulrich Steinmetzger, Halle (Saale) | Herstellung: Prill Partners producing, Berlin

Umschlaggestaltung: Toreros, Lüneburg | Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-940731-29-6

Tanzen, bis die Masken fallen

Berlin, Lützowufer 13. Schwarzwellig liegt der Landwehrkanal in der Winterkälte. Die Augen der Automobile irrlichtern in den kahlen Ästen der Bäume. In der Vorhalle zur Galerie Flechtheim vibriert die Luft in Schwaden von teurem Parfum und Zigarrenrauch. Gesprächsfetzen und Lachen empfangen die verwegenen gekleideten Gäste zum Maskenball. 1922 haben die Jungen das Geld, und sie geben es aus, denn morgen schon ist es nichts mehr wert. Die Älteren, gereift mit der steten Vermehrung ihres Besitzstandes, verlieren alles. Selbstmorde sind an der Tagesordnung. Der Dollarwert klettert unablässig, die Mark stürzt. 500 Reichsmark sind Ende des Jahres gerade noch einen Dollar wert. Bankguthaben lösen sich in Nichts auf. Sparen ist sinnlos, was heute nicht verjubelt wird, hat morgen schon keinen Wert mehr. Tanzwut und Lachzwang halten die Stadt im Griff.

Die »Querschnitts-Bälle« des 35-jährigen Galeristen Alfred Flechtheim sind legendär. Eine Einladung bedeutet den Eintritt in den inneren, den elitären Zirkel der Stadt. Die Hautevolee feiert die Inflation und den neuen Realismus in Sachen Liebe, abseits aller gefühlsduseligen, wilhelminisch schwelgenden Romantik. Parkettspiegel und Lichterglanz. Parfümhauch und jazzende Niggerband. Hungrige Blicke. Glitzerndes Gewühl der Gold- und Silberschuhe, flimmernde Seidenbeine, kalkweiß gepuderte Schultern, krampfhaftes

Hälserecken, um Bekannte zu entdecken, möglichst prominent. Hinter den Karnevalslarven verwischen die Gesichter. Halbnackte Körper präsentieren sich der Gier. Männer, die glauben, sich angemessen zu benehmen, wenn sie einen Schenkel oder die Brust einer Frau streifen. Hauptsache Fahrplan Lustigsein. Das Lächeln friert fest in Koketterie mit dem Abenteuer.

Hier das Rezept für einen Flechtheim-Ball: »Man nehme sehr viele schöne Frauen, fünf Mitglieder der Haute-Banque, mehrere andere Bankiers, je fünf prominente Schauspielerinnen, Tänzerinnen und mehrere berühmte Rechtsanwälte, Dichter, Parlamentarier, Frauenärzte, Boxer, etwas von der Konfektion, Matratzen, die Sintenis und die Hatvany, drei Schnapsfabrikanten, Erik Charell und Lotte Cassirers Jüngsten als Dekorateure, Gin, eine Jazz Band, den Tänzer Henri, Berlins prominente Maler und Bildhauer, Stoperan [Theodor W. Stoperan, Prokurist des Kunstmagnaten Paul Cassirer] im Frack, Kunsthistoriker im Smoking ... Hochadel und Adel seit 1888, den spanischen Militärattaché als Vertreter des Gesandten seiner Majestät des Königs Alfonso, einen Verleger, der, an die elegische Blässe der charmantesten Galerie-Direktorin gelagert, sich in frühere Zeiten zurückträumt, da er nur auf dichterischen Abwegen ging und noch nicht diesem Rattenkönig und Barhalter den Querschnitt zu vollziehen hatte, sehr viel Pfirsichbowle, 600 von Lotte von Mendelssohn eigenhändig geschmierte Butterbrote, von den

drei Schnapsfabrikanten gestifteten Alkohol und Mixer, warme Würstchen, eine Düsseldorferin aus Argentinien und eine aus Zürich, eine Bilderbude, gedrängt voll und schlauchlang, wie dieser Satz, und dann hat man den Querschnitt durch Alfred Flechtheim von Mitternacht bis Morgen.«

Blonde Jünglinge ohne ein Haar auf der Brust zeigen ihre makellose Zahnfront, weiß blitzt das Mädchenfleisch. Bunte Seidenfetzen entwischen im Taumel der Tanzenden. Alle versuchen sich im Charleston, und der rasante Rhythmus diktiert für den Sekundenmoment flüchtige Nähe. Auf der mit Lampions behängten Terrasse finden sich die Paare für eine Nacht, vielleicht. Die hastig eingesogenen Zigaretten wollen nicht wärmen, der schnelle Flirt bleibt ein Schnappschuss fürs Album.

Der Galerist Alfred Flechtheim, leidenschaftlicher Autodidakt in Sachen Kunst, verharrt momentweise allein und blickt nachdenklich in das Treiben. Ein kurzes Innehalten vor der immerwährenden Präsentation der eigenen Person. Flechtheim wirkt richtunggebend, führend. Er macht alles. Er ist überall zu gleicher Zeit: Alles ist ein einziger großer Wirbel. Verhasst sind ihm die ›Malweiber‹, die ›Terpentintanten‹. Tausendfach wird ihm von männlichen, aber auch von weiblichen Künstlern die drängende Bitte angetragen, einmal wenigstens die Bilder in ihren Ateliers anzuschauen. Im nächsten Moment stürzt sich Flechtheim wieder in den Trubel.

Der große Salon schlingert, als würden alle Passagiere auf einem rollenden Schiffsdeck trunken ineinanderfahren.

»Die Sintenis und die Hatvany«: Still sitzen sie da im Treiben, zwei müde Derwische, aneinandergelehnt. Betont lässig hingestreckt lagern sie auf dem Diwan, an einer Wasserpfeife ziehend. »Dein Mund sagt nein, doch deine Augen sagen ja. Geliebte Frau, ich werd dich heut noch küssen«, gibt die Kapelle. Die weit geöffneten, graugrün melierten Augen der Sintenis tauchen ab in die ihrer Freundin Christa Hatvany, Offizierstochter, geborene Winsloe. Alles ist Spiel, alles ist möglich. Weit entfernt liegen die Zeiten, als Renée Sintenis noch Renate gerufen wurde und die Hatvany als Ehefrau des adligen ungarischen Großgrundbesitzers, Schriftstellers und Lebemanns Ludwig von Hatvany im Kreis der Familie präsentieren musste. Ihre Essays erscheinen in Zeitungen und Zeitschriften wie der Vossischen, dem Berliner Tageblatt und dem Querschnitt. 1909 studierte Christa an der Münchner Kunstgewerbeschule das unweibliche Metier der Bildhauerei. Mit großer Leidenschaft und weniger Erfolg modelliert sie in lebensgetreuer Größe ihre ausgewachsene Schweinesau und die anderen Tiere, die mit ihr im Atelier hausen.

Die 1,79 Meter große Renée Sintenis ist die deutsche Paradekünstlerin der nach Frankreich orientierten Galerie Flechtheim. Museen und Sammler kaufen ihre Plastiken. Die Sintenis ist in. Wer etwas auf sich hält, nennt eines ihrer

behänden jungen Tiermodelle, einen kleinen Esel, ein übermütiges Fohlen, sein Eigen. Kaum jemals sind ihre Arbeiten höher als zwanzig Zentimeter. Ihre Radierungen, mit wenigen Strichen gezeichnete fast nackte Mädchen an der Schwelle zum Erwachsensein, sind Liebhaberstücke.

Die Sintenis ist ein Begriff im mondänen Berlin: eine Amazone, eine langbeinige scheue Gazelle, die ihre Zigaretten abzustreifen vergisst, eine Erscheinung mit verhangenem Blick, lässiges Schönheitsideal all der kleinen zappelnden Caféhaus-Mädchen, eine Riesin mit Bubikopf, die nie vergessen wird, wie ihre langen Arme einst ungeschickt um die stelzigen Beine schlingerten bis hinunter zu den Knien. Nie vergisst sie die Hänselein der Mitschülerinnen, die enttäuschten Blicke der Eltern, die sich so viel lieber einen Sohn als Erstgeborenen gewünscht hatten. Liebenswert und abwesend wirkt sie auf ihre Entourage. Ihr Ehemann gehört, wie so oft, nicht dazu.

In fahler Helligkeit kriecht der Wintermorgen wie eine lahme Fliege über den Fenstersims, abgestanden riecht es nach Kaschemmenlust. »Guckt mal Kinder, wen ich gefunden habe! Einen echten Ringelnatz!«, lacht der ewig jugenhafte Schriftsteller und Feuilletonist Hans Siemen. Zum Flechtheim-Kreis gehört er seit nunmehr zehn Jahren, seit sie sich im Pariser Café du Dôme am Boulevard Montparnasse 109, Ecke rue Delambre, trafen. Hans Siemen, offensiv schwul, ist einer der wenigen Hausfreunde der Sintenis. Er schreibt für die Gesellschaftsseiten des *Berliner Tageblatts*, des

Acht-Uhr-Abendblatts, die *Frankfurter Zeitung*, für die *Weltbühne*, den *Uhu* und natürlich für die Flechtheim'sche Magazinkreation *Der Querschnitt*. Hans Siemsen gehört zu denen, die »so« sind trotz Verbot und Verfolgung. Wer »so« ist, ist jetzt tausendmal interessanter als Mann und Frau, die zusammen ins Bett gehen, um Kinder zu zeugen – wie spießig!

Höflich und gleichgültig reicht Renée Sintenis dem Dichter die Hand. Der 39-jährige Ringelnatz knickt mädchenhaft. Renée muss lächeln über den kleingewachsenen komischen Kauz. Ihr ernstes, gleichmäßiges Gesicht unter dem dunklen Haarhelm leuchtet auf in spitzbübischer Jungsmanier. Sie ist 34 Jahre alt und auf dem Zenit ihres Ruhmes, unabhängig, trotz oder aufgrund ihrer Ehe mit dem mehr als zehn Jahre älteren Schriftkünstler, Kunstprofessor und Maler Emil Rudolf Weiß. Zu Weihnachten und zum Geburtstag schenkt er ihr kleine Zeichnungen in bunter Tusche: Porträts seiner Frau in immer wechselnden Rollen.

Inzwischen gleicht ihr Zimmer den Seiten eines überdimensionierten Briefmarkenalbums, hier hat sie ein Geburtstagsbildchen per Nadel in die Tapete gepinnt, dort ein Gedicht von Weiß. Das kleine Salonzimmer der Sintenis – es dient ihr auch als Atelier – erinnert an ein Jugendzimmer, an die Sehnsucht der letzten Kinderjahre, ein eigenes Zimmer mit abschließbarer Tür und abschließbaren Schränken zwecks Ausschluss aller anderen zu besitzen. »Das Bett ist da, jenes treue Bett, mit einem indischen Kattunschal bedeckt, ein

geblümter Diwan, ein paar schöne Gegenstände, ein Teller mit Äpfeln, englische Schmöcker, die Reitstiefel und der Modellierblock. Eine Wand ist behängt mit zauberischen kleinen Bildern, die Weiß ihr alljährlich zu Weihnachten und zum Geburtstag malt«, erinnerte sich die Freundin und Schriftstellerin Hanna Kiel.

Still liegt die gemeinsame Wohnung des Ehepaares Weiß/Sintenis in der Magdeburger Straße 34 nahe dem Tiergartenpark. Die Häuser säumen mit ihren gepflegten Vorgärten die kleine Straße, die auf den begrünten Magdeburger Platz führt. Eine wuchtige stilistische Eleganz verleihen die Van-de-Velde-Möbel dem großen Salon, der, beherrscht von den allgegenwärtigen Mustern der Weiß'schen Jugendstil-Tapeten, Treffpunkt für die »Music-Coffees« des Freundeskreises von Emil Rudolf Weiß ist.

Eine halbe Treppe höher bewohnt Renée einen eigenen Trakt mit separatem Zugang, abseits der Welt ihres Mannes. Kichernd lässt sie den Schlüssel ins Schloss tasten, ertappt von Lenchen, dem Hausmädchen auf ihrem morgendlichen Gang. Im Schlepptau hat die Sintenis neben Christa Hans Siemsen, der den schwankenden Old Sailor Kuttel Daddeldu alias Ringelnatz am Schlafittchen hält. In ihrem mit wertvollen Kelims ausgelegten Salon zieht Renée das auf einem kleinen Mahagonitischchen stehende Grammofon auf. Die pummelige rothaarige Chansonniere Claire Waldoff aus Gelsenkirchen bringt im stakkatoartigen Sprechgesang, den Marlene Dietrich

ihr nachahmen wird, ihr Lied von der Hannelore vom Halleschen Tore: Hannelore trägt ein Smokingkleid / Und einen Bindenschlips. / Trägt ein Monokel jederzeit / Am Band von Seidenrips. / Sie boxt, sie foxt, sie golft, sie steppt, / Und unter uns gesagt, sie neppt! / Besonders so im Mai. / Es hat mir einer anvertraut: / Sie hat'n Bräutjam und 'ne Braut. / Doch dies bloß nebenbei – / Doch dies bloß nebenbei – / Hannelore! Hannelore! / Schönstes Kind vom Hall'schen Tore! / Süßes, reizendes Geschöpfchen / Mit dem schönsten Bubiköpfchen! / Keiner unterscheiden kann, / Ob du'n Weib bist oder 'n Mann!

Ab und an rumpelt ein Automobil über das Kopfsteinpflaster, die helle Glocke der St.-Matthäus-Kirche schlägt mahrend die späte Vormittagsstunde an. Vorsichtig schieben die Kindermädchen die ihnen anvertraute Fracht ihrer Herrschaften auf hochrädigen weißen Kinderwagen in Richtung der schützenden Bäume des Tiergartenparks. Während draußen die Stadt murmelnd und geschäftig brummt, schlafen die vier vom Maskenball, einer den anderen haltend, damit er nicht verloren geht. Von Ferne dringt das Quietschen der Elektrischen in ihre Träume.

Ringelnatz schreibt am 3. Dezember 1922 an seine Frau Leonharda in München: »Gestern keinen Erfolg, weil ich in beiden Lokalen voll Wut auftrat. Wut, weil ich schlecht placiert war u. kürzer vortragen soll. // [...] Nachts und bis heute morgen 8 Uhr war ich zu einem Riesenmaskenball. Es war

herrlich. Tausende Menschen kannten mich u. eine Bildhauerin (die für Flechtheim schöne Bronzen macht) schenkte mir Sekt u. Geschenke, denn ich hatte keine Jacke, also kein Geld mit. Hatte Jacke im Kater vergessen. // Anbei noch ein blaues Scheinchen. Hoffentlich wiegt der Brief nicht über. // Weihnachten müßtest Du mir Rasierseife mitbringen.«

Seit zwei Jahren ist Joachim Ringelnatz mit der 15 Jahre jüngeren Sprachlehrerin Leonharda Pieper verheiratet. Die einstige Eisenacher Internatsschülerin, Bürgermeistertochter aus dem ostpreußischen Rastenburg, trat ihre erste Anstellung als staatlich geprüfte Sprachlehrerin in Englisch und Französisch in Bonn-Bad Godesberg nicht an. Gerade volljährig, gab sie in München Joachim Ringelnatz ihr Ja-Wort.

Voller Unrast pendelt der Anfang der 20er-Jahre zwischen Berlin und München, Welten liegen dazwischen: Ihm erscheint die bayerische Hauptstadt als ein allzu kleines Dorf. Berlin dagegen, wo die Hochbahn in den Untergrund taucht und keine Zeit für Nettigkeiten bleibt, ist Zauber, ist Großstadt. Berlin bedeutet Benzinluft, Morphinum, Überfall, Begaunern, Asphaltkultur, Sittenverfall. Berlin ist Schmelztiegel aller Gelehrsamkeit, der Künste, der Industrie und des Handels. Berlin ist jetzt eine große Kosmopolitin mit mehr jüdischem und slawischem Anstrich denn einem preußischen. Und der Kurfürstendamm ist zur Nacht so hell erleuchtet wie der Broadway. Riesige Lichtschnörkel preisen die hunderttausend Überflüssigkeiten der Zivilisation an vom Auto

bis zum Parfum, vom Mundwasser bis zur Herrensocke. Elida, Frigidaire und Odol machen sich unentbehrlich. Berlin ist elektrisch geladen. Joachim Ringelnatz dichtet 1922 sein eigenes Lied auf die Stadt:

Berlin

Da fährt die Hochbahn in ein Haus hinein
Und auf der andern Seite wieder raus.
Und blind und düster stemmt sich Haus an Haus.
Einmal – nicht lange – müßtest du hier sein.
Wo das aufregend gefährlich flutet und wimmelt
Und tutet und bimmelt
Am Kurfüstendamm und am Zoo.
Das Leben in Pelzen und Leder.
Es drängt einen so oder so
Leicht unter die Räder.
Sonst habe ich gut hier gefallen.
Man hat mir hohe Gagen angeboten.
Aber weißt du: jeder verkehrt hier mit allen,
Nur nicht mit stillen Menschen oder mit toten.
Ich bin so stolz darauf, dir einen Scheck zu überweisen.
Ja, ja hier heißt es sich durchbeißen.
Das gibt mir mancherlei Lehre.
Heute ging beim Kofferflicken die Nagelschere
Entzwei. Not bricht Eisen. –